

Die Türe nicht zuschlagen

Eine Jesusbegegnung

als Lehrstück für zwischenmenschliche Beziehungen

Josef Imbach, Rom

Schuld isoliert; sie treibt einen, wenn sie nicht aus dem Bewußtsein verdrängt wird, in eine unerträgliche Einsamkeit hinein. Der Schuldige stellt sich ja nicht nur außerhalb der menschlichen Gemeinschaft, sondern auch gegen sie. Solange er nicht bereit ist, seine Schuld zu tragen und – nach Möglichkeit – abzutragen, kommt er sich (und den anderen) als Un-Mensch vor; er ist gezeichnet, ausgeschlossen, abgekapselt.

Auf eindruckliche Weise illustriert Fjodor M. Dostojewski das in seinem Roman *Schuld und Sühne*, in welchem er die Psychologie eines Mörders analysiert.

Hauptgestalt ist der Student Raskolnikow, der die Ansicht vertritt, daß jeder Mensch sich seine Gesetze selbst geben darf. Wer den Mut dazu aufbringt, steht über den gewöhnlichen Sterblichen. Nur um festzustellen, ob er selber „eine Laus ist wie alle anderen oder ein [Über-]Mensch“¹, bringt er eine alte Wucherin und deren zufällig anwesende Schwester um.

Raskolnikow unterteilt die Menschen in zwei Gruppen, in gewöhnliche und außergewöhnliche. „Die Gewöhnlichen müssen in Gehorsam leben und haben kein Recht, das Gesetz zu übertreten, eben weil sie gewöhnlich sind. Die Ungewöhnlichen aber haben das Recht, jegliches Verbrechen zu begehen und auf jede Art das Gesetz zu übertreten, weil sie ungewöhnlich sind“ (329 f). Bis zur Ausführung seiner grausigen Tat ist Raskolnikow überzeugt, daß für jene, die den Mut und die Kraft besitzen, sich ihre moralischen Vorschriften selbst zu geben (und das heißt, sich über die geltende Moral hinwegzusetzen), alles erlaubt ist. Nach dem Mord allerdings hat diese Logik vor seinem Gewissen keinerlei Bestand mehr; zunehmend entfremdet er sich durch seine schreckliche Tat von seinen Mitmenschen.

Schon während er sich in Gedanken auf sein Verbrechen vorbereitet, gibt er sich Rechenschaft darüber, daß er völlig isoliert ist. Äußerlich kommt das dadurch zum Ausdruck, daß er sich in seinem Zimmer wie in einem „entsetzlichen Schrank“ (71) eingesperrt vorkommt, ein Gefühl,

¹ F. M. Dostojewski, *Schuld und Sühne* (Winkler-Ausgabe) München 1960, 536 (im folgenden mit Seitenangabe im Text zitiert).

das sich nach der Tat noch verstärkt. Nunmehr erscheint ihm sein Wohnraum „wie ein Sarg“ (295; 304), als eine Art „Loch“ oder „Stall“, in dem er sich „wie eine Spinne in ihre Ecke“ verkriecht (533). Dieses Ausgestoßen- und Abgesondertsein kommentiert der Erzähler so: „Er hatte sich völlig von allen Menschen zurückgezogen wie eine Schildkröte in ihre Schale, und sogar das Gesicht der Magd, die ihn zu bedienen hatte und manchmal in sein Zimmer kam, erregte in ihm Gallenkrämpfe“ (39).

Was tut ein Mensch, der ganz allein bleibt mit seiner Schuld? Mit einer Schuld, die ihn nicht nur bedrückt, sondern geradezu erdrückt?

Reicht ein bloßes Schuldbewußtsein schon aus, um diese Last abzuwerfen und der Verzweiflung zu entgehen?

Die dankbare Sünderin

Lukas erzählt in seinem Evangelium eine Episode, die uns hier weiterhelfen kann.

Jesus ging in das Haus eines Pharisäers, der ihn zum Essen eingeladen hatte und legte sich zu Tisch. Als nun eine Sünderin, die in der Stadt lebte, erfuhr, daß er im Haus des Pharisäers bei Tisch war, kam sie mit einem Alabastergefäß voll wohlriechendem Öl und trat von hinten an ihn heran. Dabei weinte sie, und ihre Tränen fielen auf seine Füße. Sie trocknete seine Füße mit ihrem Haar, küßte sie und salbte sie mit dem Öl.

Als der Pharisäer, der ihn eingeladen hatte, das sah, dachte er: Wenn er wirklich ein Prophet wäre, müßte er wissen, was das für eine Frau ist, von der er sich berühren läßt; er wüßte, daß sie eine Sünderin ist. Da wandte sich Jesus an ihn und sagte: Simon ich möchte dir etwas sagen. Er erwiderte: Sprich, Meister!

(Jesus sagte:) Ein Geldverleiher hatte zwei Schuldner; der eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der andere fünfzig. Als sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten, erließ er sie beiden. Wer von ihnen wird ihn nun mehr lieben? Simon antwortete: Ich nehme an, der, dem er mehr erlassen hat. Jesus sagte zu ihm: Du hast recht.

Dann wandte er sich der Frau zu und sagte zu Simon: Siehst du diese Frau? Als ich in dein Haus kam, hast du mir kein Wasser zum Waschen der Füße gegeben; sie aber hat ihre Tränen über meinen Füßen vergossen und mit ihrem Haar abgetrocknet. Du hast mir (zur Begrüßung) keinen Kuß gegeben; sie aber hat mir, seit ich hier bin, unaufhörlich die Füße geküßt. Du hast mir nicht das Haar mit Öl gesalbt; sie aber hat mir mit ihrem wohlriechenden Öl die Füße gesalbt. Deshalb sage ich dir: Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie (mir) so viel Liebe gezeigt hat. Wem aber nur wenig vergeben wird, der zeigt auch nur wenig Liebe.

Da sagte er zu ihr: Deine Sünden sind dir vergeben. Da dachten die anderen Gäste: Wer ist das, daß er sogar Sünden vergibt? Er aber sagte zu der Frau: Dein Glaube hat dir geholfen. Geh in Frieden! (Lk 7,36–50)

Diese Begebenheit steht nur bei Lukas². Bei der Sünderin, von der hier die Rede ist, handelt es sich nicht um Maria aus Magdala, wie häufig und fälschlicherweise angenommen wird. Ihr Name wird ja im Text nirgends genannt, sondern vom Evangelisten gerade verschwiegen.

Auch der Begriff ‚Sünderin‘ bedarf einer kurzen Erläuterung. Daß die Frau eine notorische Ehebrecherin war, ist auszuschließen; darauf stand damals die Todesstrafe. Allenfalls könnte es sich um eine Frau handeln, deren Mann ein unehrenhaftes Gewerbe ausübte; Hausierer, Zöllner und Steuereinnahmer beispielsweise (und deren Angehörige) galten damals als Sünder, weil ihr Beruf zur Unehrlichkeit verleitete. Als Sünder betrachtete man auch Gerber, Metzger und Totengräber, da die Berührung toter Tiere und der Kontakt mit Gräbern und Leichen nach damaliger Auffassung einen Menschen verunreinigte. Allerdings sagt der Text nichts über eine Zugehörigkeit der Frau zu einem ‚unreinen‘ Berufsstand. Vielmehr ist ausdrücklich von *Sündenvergebung* die Rede (7,49), was wohl darauf hindeutet, daß die Frau (als Dirne?) einen unsittlichen Lebenswandel führte.

Als öffentlich gebrandmarkte Sünderin macht sie die gleichen Erfahrungen, die Dostojewski anhand der Gestalt des Raskolnikow beschreibt. Sie steht außerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Möglicherweise hat sie viele Bewerber, die sich für sie als Frau interessieren – aber sie hat keinen einzigen *Menschen*, der ihr wirklich zugetan ist.

Was in ihr vorgeht, läßt sich am besten mit einem Bild beschreiben; es ist, wie wenn man vor einer zugeschlagenen Tür mit einem Schnappschloß steht und keinen Schlüssel hat. Die Tür können nur jene öffnen, die im Hause sind. Von ihnen hängt es ab, ob man ausgesperrt bleibt. Im Haus halten sich gewissermaßen zwei verschiedene Gruppen von Menschen auf, welche durch Jesus und den Pharisäer Simon repräsentiert werden.

Hier drängt sich eine kurze Zwischenbemerkung über die Pharisäer auf. Der Ausdruck hat heute keinen sehr guten Klang. Zu der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, war das anders. Im Gegensatz zur priesterlichen Aristokratie der Sadduzäer-Partei waren die Pharisäer sehr volksverbunden und erfreuten sich vor allem bei den einfachen Leuten einer hohen Wertschätzung. Als die eigentlich Frommen im damaligen Juden-

² Zur Exegese vgl. G. Schneider, *Das Evangelium nach Lukas*. Bd. 1 (= Ökumenischer Taschenbuchkommentar zum Neuen Testament, 3/1). Gütersloh, Würzburg 1977, 175–179.

tum standen sie Jesus am nächsten. Andererseits jedoch führte gerade ihr religiöser Übereifer dazu, daß sie zu seinen schärfsten Widersachern wurden. Vor allem stießen sie sich daran, daß Jesus manche Gebräuche, die sogenannte „Überlieferung der Alten“, relativierte – so etwa die kultischen Reinheitsvorschriften, wie das Händewaschen vor und nach den Mahlzeiten und das rituelle Reinigen der Eßgeräte (vgl. Mk 7, 2–5) oder das schon fast zum Selbstzweck degenerierte Sabbatgebot (vgl. Mk 2, 27: „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat.“). Die Vergesetzlichung der Religion seitens der Pharisäer war es denn auch, die zu dauernden Spannungen mit Jesus führte, für den eben gerade nicht das äußerliche Tun, sondern die innere Einstellung eines Menschen maßgebend war.

So findet sich denn die Sünderin nicht nur zwei verschiedenen Menschen – Jesus und dem Pharisäer Simon – gegenüber, sondern wird gleichzeitig mit zwei unterschiedlichen, einander entgegengesetzten Haltungen konfrontiert.

Simon verhält sich ablehnend: „Wenn er [Jesus] ein Prophet wäre, müßte er wissen, was das für eine Frau ist, von der er sich berühren läßt; er wüßte, daß sie eine Sünderin ist“ (7, 39). Die Ablehnung des Pharisäers betrifft zunächst Jesus. Dessen Verhalten erscheint Simon fragwürdig, weil er nicht bereit ist, sein eigenes, legalistisches Religionsverständnis (und damit sich selbst) in Frage zu stellen. Eben dieses Religionsverständnis jedoch läßt der Frau keinerlei Chance; sie ist ein für allemal klassifiziert und katalogisiert. Sie selber gibt sich Rechenschaft darüber, daß sie jenen Un-Personen zugerechnet wird, deren Gesellschaft man meidet und mit denen man (zumindest in der Öffentlichkeit) keinerlei Umgang pflegt. Sie ist verachtet und verstoßen, und das brennt auf der Haut – und weit mehr noch im Herzen. Diese Frau ist für den Pharisäer lediglich ein hoffnungsloser Fall. Darum kann sie nicht im entferntesten hoffen, von ihm als *Mensch* ernst genommen zu werden. Sie fühlt sich ausgegliedert und ausgegrenzt.

Für den Pharisäer ist es undenkbar, diese Frau auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen, in seinen Augen besitzt sie ja keinerlei Würde mehr. Und für die Frau ist es unvorstellbar, auch nur ein einziges Wort an ihren Richter zu richten. Bekanntlich kann man nur dann aus sich herausgehen, wenn andere auf einen eingehen. Für Simon aber zählt nur das Gesetz und nicht das Gefühl.

Jesus hingegen kann sich einfühlen in die Situation dieser Frau. Genauer und dem Text entsprechender: er *konnte* sich einfühlen.

Denn er kennt sie ja schon längst, und längst schon hat er zu ihr gesagt: Du weißt sehr wohl, daß du eine Sünderin bist; aber zuallererst bist du

ein *Mensch*, der Zuwendung, Wärme und Verständnis sucht – und braucht. Selbst wenn du Gottes Weisungen nicht beachtest (wer weiß denn weshalb; wer kennt schon die letzten Gründe!), so kann ich dich deswegen nicht verachten. Denn Gott liebt auch dich, gerade dich. Oder glaubst du nicht auch, daß sich der Himmel viel mehr freut über einen einzigen Menschen, der umkehrt, als über hundert andere, die meinen, schon am Ziel zu sein (vgl. Lk 15,7)?

Nicht erst jetzt im Haus des Pharisäers Simon spricht Jesus so zu dieser Frau. Das hatte er ihr schon vorher, bei einer anderen Gelegenheit, gesagt. Nur so erklärt sich der nun folgende Verlauf der Ereignisse.

Wie nämlich die Frau erfährt, daß Jesus sich wieder an dem Ort aufhält und bei Simon zu Gast ist, hat sie nur einen einzigen Wunsch. Obwohl sie noch immer als öffentliche Sünderin gilt (seinen schlechten Ruf wird man nie wieder los, weil er einem *anhäftet*), überwindet sie ihre Scheu; sie will Jesus aufsuchen und ihm *danken*. Wie sie sich Jesus nähert, „weinte sie, und ihre Tränen fielen auf seine Füße“ (7,38). Das sind keine Reuetränen, sondern Tränen der Freude, der Ergriffenheit, der Dankbarkeit, in Erinnerung an die früher erfahrene Zuwendung und im Bewußtsein, einem Menschen begegnet zu sein, der Verständnis hat und deshalb Vertrauen verdient.

Simon hingegen ist festgefahren in seiner starren Haltung, und deshalb legt er die anderen Menschen auf ihre Vergangenheit fest. Und verbaut ihnen gerade so jeden Weg zurück.

Mit seinem Gleichnis von den beiden Schuldnern versucht Jesus ihn umzustimmen. Die Geschichte, die er erzählt, erscheint Simon zwar einleuchtend, aber sobald es darum geht, sie auf die konkrete Situation anzuwenden, kommt er – im wörtlichen Sinne – nicht mehr mit.

Wenn Jesus erklärt, daß denen, die viel Liebe zeigen, viel vergeben wird (7,47), so sagt er damit gleichzeitig, worauf es letztlich ankommt – nämlich allein auf die Liebe.

Ist die Liebe der Frau nun die Ursache oder die Folge der Sündenvergebung? Dem Gleichnis nach zu schließen scheint die Liebe das *Ergebnis* der vorausgegangenen Vergebung zu sein; ausdrücklich wird ja gesagt, daß der Mann, dem die größere Schuld erlassen wurde, seinen früheren Gläubiger auch mehr liebe. Dem entspricht Jesu Kommentar: „Wem aber nur wenig vergeben wird, der zeigt auch nur wenig Liebe (7,47 a). Im selben Atemzug aber scheint Jesus sich zu widersprechen: „Ihr [der Frau] sind viele Sünden vergeben, *weil* sie (mir) so viel Liebe gezeigt hat“ (47 b): Liebe also als *Grund* der Vergebung. Außerdem hat es den Anschein, als würde Jesus jetzt erst der Sünderin Verzeihung zusprechen (vgl. 7,48: „Deine Sünden sind dir vergeben.“).

Diese Unebenheiten gehen auf den Evangelisten Lukas zurück, der in seine Erzählung von der Begegnung Jesu mit der Sünderin ein Gleichnis einfügt, das auf deren Situation nur bedingt zutrifft (*weil* sie Zutrauen zu Jesus empfindet, spricht dieser ihr Verzeihung zu; die Liebe ist hier also die Ursache, und nicht die Folge der Vergebung). Aber selbst wenn das Gleichnis nicht auf die konkrete Situation *dieser* Frau zutrifft, so enthält es doch eine Wahrheit: Wer Verzeihung erfahren darf, fühlt sich dem Menschen, der sie gewährt, wiederum tiefer verbunden.

Daß Jesus der Frau schon früher verziehen hat, geht auch aus seinem Schlußwort hervor, das er an sie richtet: „Dein Glaube hat dir geholfen“ (7, 50). Glaube verstanden als vertrauens- und liebevolle Zuwendung kommt ja erst da zustande, wo ein Mensch sich von einem andern verstanden fühlt. Solche Begegnungen können einen dazu bringen, daß man sich wie neu geboren fühlt. Diese Erfahrung macht auch die Frau; nur weil sie durch die Begegnung mit Jesus eine neue Lebensmöglichkeit gefunden hat, vermag sie ihr Leben zu ändern.

Ganzheitliche Annahme – bedingungslose Vergebung

An dieser Stelle müssen wir nun nochmals auf Dostojewski zurückkommen, der sich immer wieder als unvergleichlicher Kenner und als verlässlicher Führer erweist, wenn es darum geht, das Labyrinth der menschlichen Psyche zu durchschreiten und ihre Abgründe auszuloten.

Wie sahen schon: nach dem von ihm verübten Doppelmord kommt sich Raskolnikow wie ein Aussätziger und Verfemter vor, was er in gewisser Weise auch ist. Er fühlt sich *elend*, und das heißt im ursprünglichen Wortsinn: ohne Heimat, ohne Zuhause, abgesondert und ausgestoßen. Er ist weniger als Luft; denn die kann man einatmen, während er sich selber nicht einmal mehr *riechen* kann. Seine Beziehungen zu den anderen Menschen sind bloß noch funktionaler Art; sie sind keine *mitmenschlichen* Beziehungen mehr.

Durch Zufall lernt er Sonja kennen, eine 18jährige Prostituierte, die gezwungen ist, ihren Körper zu verkaufen, weil ihre drei kleinen Geschwister sonst verhungern müßten. Raskolnikow sucht sie in ihrer Absteige auf, um mit ihr über die Beisetzung ihres tödlich verunglückten Vaters zu sprechen. Schon vorher hatte er ihr zu diesem Zweck eine kleinere Geldsumme ausgehändigt. Während seines Besuchs nun kommt ihm immer deutlicher zum Bewußtsein, daß er, der Mörder, einem zwar unglücklichen, aber doch *vollkommen unschuldigen* Menschen gegenübersteht. Diese Erkenntnis treibt ihn dazu, sich vor Sonja bis zum Boden zu verbeugen und ihr den Fuß zu küssen; die Parallele zum Evangelientext ist

unverkennbar. Am Tag darauf sucht er das Mädchen erneut auf und gesteht ihm seine schreckliche Tat.

Er hatte es ihr nicht auf diese Weise sagen wollen, ganz und gar nicht, aber so war es eben gekommen.

Völlig verstört sprang sie auf und ging händeringend bis zur Mitte des Zimmers; doch gleich kam sie wieder zurück und setzte sich aufs neue neben Raskolnikow, so daß ihre Schulter beinahe die seine berührte. Plötzlich schrak sie zusammen, als hätte man sie mit einem Dolch durchbohrt, schrie auf und warf sich, ohne selbst zu wissen weshalb, vor ihm auf die Knie.

„Was haben Sie da getan, warum?“ stieß sie verzweifelt hervor (526).

Sonja empfindet einen unüberwindlichen Abscheu vor Raskolnikows abstoßender Tat, aber sie stößt den Täter nicht von sich; im Gegenteil:

Und sie sprang auf, warf sich ihm an den Hals, umfing ihn und preßte ihn fest, fest in ihren Armen.

Raskolnikow taumelte zurück und betrachtete sie mit traurigem Lächeln.

„Wie sonderbar du bist, Sonja – du umarmst und küßt mich, obgleich ich dir das gesagt habe. Du weißt nicht, was du tust!“

„Nein, jetzt gibt es keinen unglücklicheren Menschen auf der ganzen Welt als dich!“ rief sie wie wahnsinnig; sie hatte seine Bemerkung nicht gehört und begann plötzlich zu schluchzen wie in einem hysterischen Anfall (526).

Wenn Dostojewskis Verleger auf einer Änderung dieser Szene bestand, weil ihm die Begegnung zwischen der Dirne und dem Mörder – die bei dieser Gelegenheit die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus miteinander lesen – skandalös erschien, so beweist das nur, daß er weder ihren Symbolgehalt noch die Absicht des Schriftstellers erkannte.

Raskolnikow ist ein Paria, er selbst hat sich dazu gemacht, daran kann überhaupt kein Zweifel bestehen. Das Schloß ist zugeschnappt, die Tür verschlossen. Und doch gibt es ein Zurück, weil das Tor von innen her geöffnet wird. Gerade weil der Verbrecher Raskolnikow sich als Mensch in seinem So-Sein angenommen fühlt, vermag er sich schließlich dazu durchzuringen, sich den Ermittlungsbehörden zu stellen.

In seinem Buch *Ich steige hinab in die Barke der Sonne* kommentiert Eugen Drewermann mit dem ihm eigenen Klarblick des Analytikers diesen Schritt vom Tod in das Leben so: „Es geschieht unter Sonjas leisen, bebenden Worten, daß die Gewichte der Welt sich auch im Leben Raskolnikows von neuem verteilen und Armut, Krankheit und Schuld ihre tödliche Macht über ihn verlieren; es geschieht, daß der Tod seine Finger löst, die er um Raskolnikows Seele und Herz gelegt hat, längst ehe er physisch nahe genug an ihn herangerückt ist; ja, es kommt dahin, daß der Leser spürt, was Jesus zu Martha am Grab ihres Bruders gesagt hat: ‚jeder der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben‘ (Joh 11, 2–6).

Die Todesangst, das Vernichtungsgefühl, der ständige Ekel gegenüber der eigenen Erbärmlichkeit – nichts davon bleibt im Gegenüber eines Menschen, der unbedingt glaubt an die Öffnung der Gräber, an ein anderes Leben, an ein Jenseits der Verzweiflung.“³

Ohne die Begegnung mit Sonja hätte Raskolnikow nach seiner Ergreifung und Überführung allenfalls eine *Strafe* abgebußt, aber keine Sühne geleistet. Die Erfahrung, daß er trotz seines Verbrechens nicht ausgeschlossen und abgeschrieben, sondern angenommen und akzeptiert ist, bildet gleichzeitig den Grund und die Voraussetzung für Raskolnikows innere *Auferstehung*, von der Dostojewski am Ende seines Romans berichtet, als Sonja den Verurteilten im sibirischen Straflager besucht:

Sie wollten sprechen, konnten es aber nicht. Tränen standen in ihren Augen. Beide waren sie blaß und mager; doch in ihren kranken, bleichen Gesichtern leuchtete schon das Morgenrot einer neuen Zukunft, der Auferstehung zu einem neuen Leben. Die Liebe hatte sie erweckt; in ihren Herzen waren unversieglige Lebensquellen füreinander aufgebrochen...

Sie beschlossen zu warten und auszuharren. Es blieben ihnen noch sieben Jahre unerträglicher Qual, aber auch unnennbaren Glücks. Er war auferstanden und wußte das, fühlte es mit seinem ganzen erneuerten Wesen und sie – sie lebte ja nun in ihm! [...]

Doch hier beginnt schon eine neue Geschichte – die Geschichte der allmählichen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner allmählichen Wiedergeburt, seines allmählichen Übergangs aus einer Welt in die andere, die Geschichte seiner Bekanntschaft mit einer neuen, ihm bisher völlig unbekannten Wirklichkeit (702 f; Hervorhebungen von mir).

Nebenbei bemerkt: Auch der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn bedient sich einer ähnlichen bildhaften Redeweise, als er bei dessen Rückkehr ausruft: „Mein Sohn war *tot und lebt wieder*“ (Lk 15, 24).

Insofern jene psychologischen Mechanismen und menschlichen Verhaltensweisen, die Dostojewski eingehend analysiert, in der Geschichte von Jesu Begegnung mit der Sünderin nicht weiter reflektiert werden, bildet der Roman des russischen Schriftstellers einen eigentlichen Schlüssel zu einem vertieften Verständnis der biblischen Erzählung.

Beide Texte zeigen, daß die Bejahung eines Menschen die Voraussetzung bildet, damit dieser seine Schuld auf sich nehmen und zu ihr stehen kann – und daß dies nur dann gelingen kann, wenn ein Mensch *uneingeschränkt* angenommen wird.

³ E. Drewermann, *Ich steige hinab in die Barke der Sonne*. Alt-Ägyptische Meditationen zu Tod und Auferstehung in bezug auf Joh 20/21. Olten, Freiburg i. Br. 1989, 69 f.

Vergebung als Prozeß

Indessen lädt uns der Lukastext ein, uns nicht nur mit der Sünderin, sondern auch mit Jesus zu identifizieren, der durch seine vorbehaltlose Annahme einer gesellschaftlich geächteten Frau zeigt, was Verzeihung bedeutet – und was ihr entgegensteht: solange man nämlich Reserven anmeldet, Bedingungen stellt oder gar Beweise für die Umkehrbereitschaft fordert, kann von einer ganzheitlichen Bejahung – und damit auch von einer umfassenden Vergebung – nicht die Rede sein. Wer bloß einiges vergibt, hat in Wirklichkeit gar nichts verziehen. Denn die Vergebung betrifft niemals nur einzelne ‚Schulden‘, sondern gilt immer einem Schuldigen. Eine Äußerung wie „Den Ehebruch habe ich dir verziehen; aber daß du mich auch noch angelogen hast, das vergesse ich dir nie“ dokumentiert auf sehr drastische Weise die Unmöglichkeit jeder partiellen Vergebung. Ähnliches gilt, wenn die Vergebung mit Auflagen verbunden ist: Ich verzeihe dir, aber erst mußt du mir *beweisen*, daß du das verdienst... Wer nur teilweise vergibt, hält weitere Demütigungen parat und behält damit den andern in der Hand. Ein Neuanfang ist gar nicht möglich.

Wenn Jesus zur Frau sagt „Deine Sünden sind dir vergeben“ (Lk 7,48), setzt er voraus, daß diese ihr Leben ändern wird, aber er knüpft daran keine Vorleistungen und keinerlei Bußauflagen (und das war für jeden damaligen Pharisäer ein Skandal). Wozu auch sollte er Bedingungen stellen? Wenn jemand *erfährt*, was Auferstehung bedeutet, wenn er wieder *lebt*, spürt er selbst – und von selbst –, daß er nicht nur seine Einstellung ändern, sondern auch den angerichteten Schaden gutmachen muß...

Doch darf man sich hier so einfach auf das Beispiel Jesu berufen, wenn es um die bedingungslose Vergebung geht? Man könnte ja immerhin einwenden, daß es für ihn ein leichtes gewesen sei, zu dieser Frau rückhaltlos ja zu sagen; er selber habe ja von ihrer Seite kein *persönliches* Unrecht erfahren. Was aber soll man tun, wenn einen ein Mensch in einer Weise verletzt hat, daß man ihm, wenn man sich selber gegenüber ehrlich sein will, einfach *nicht verzeihen kann*?

Diese anthropologische Dimension wird in der Geschichte von Jesu Begegnung mit der Sünderin nicht eigens thematisiert. Uns aber drängt sie sich geradezu auf.

Ebensowenig wie eine persönliche Schuld darf man erlittenes Unrecht verdrängen. Beides ist zu verarbeiten. Und das braucht immer seine Zeit. Für die Vergebung bedeutet das, daß es oft besser ist, damit so lange zu warten, bis man wirklich, das heißt aus ganzem Herzen, verzeihen kann.

Niemand verlangt von uns, daß wir aus religiösen Gründen die psychischen Mechanismen auf der Ebene unserer mitmenschlichen Beziehun-

gen einfach außer Kraft setzen sollen (was gar nicht möglich wäre). Gerade deshalb aber ist es oft auch nicht möglich, einem Menschen, der uns Unrecht zugefügt hat, von einem Augenblick auf den anderen, sozusagen mit einem reinen Willensakt, zu verzeihen. Es kann oft lange dauern, bis man wirklich aus ganzem Herzen vergeben kann. Das ist wohl erst dann der Fall, wenn man mit dem oder der anderen ohne Groll und mit einer gewissen Gelassenheit über die ganze Angelegenheit zu sprechen vermag. Die Wunden sind dann wohl verheilt; Narben können sichtbar bleiben.

Vergebung ist stets ein Sache des Vertrauens, und *dieses* gilt es wiederherzustellen als Möglichkeitsbedingung jeder Vergebung. Solches Vertrauen ist dann wiedergegeben, wenn man zum andern sagen kann: Ich zähle wieder auf dich, und zwar ganz. Ich glaube dir, daß du es ernst meinst. Gerade weil ich dich bejahe, lege ich dich nicht auf deine Vergangenheit fest, sondern gebe dir – oder besser: uns – eine neue Chance.

Warum erzählt Lukas die Episode von der Begegnung zwischen Jesus und der Sünderin?

Zunächst einmal verfolgt der Evangelist eine *christologische* Absicht. Für Jesu Zeitgenossen steht außer Zweifel, daß Gott allein Sünden vergeben kann (vgl. Lk 5, 21). Wenn Jesus der Sünderin Vergebung zuspricht, so bedeutet das, daß er eine göttliche Vollmacht besitzt; er ist Gottes Sohn, der Christus, oder, mit dem hebräischen Ausdruck, der Messias. Das heißt, daß jeder Mensch, der sich ihm gläubig nähert, in Jesus Gott selber begegnen kann.

Damit enthält die Geschichte gleichzeitig eine *theo-logische* Botschaft welche Gott (griechisch: *Theós*) selber betrifft: An Jesu Handeln läßt sich ablesen, wie Gott sich verhält: Er legt keinen auf seine Vergangenheit fest, sondern eröffnet allen, die sich ihm nicht verschließen, eine neue Zukunft. Gott sagt nicht „Du hast dies oder jenes getan“, sondern: „Dies und jenes habe ich mit dir vor“.

Schließlich erteilt Lukas seinen Leserinnen und Lesern auch eine *ethische* Unterweisung. Offenbar gab es unter ihnen welche, die, wie der Pharisäer Simon, den Umgang mit moralisch suspekten oder anrühigen Personen mieden und anderen daraus einen Vorwurf machten. Darauf jedenfalls deuten mehrere Stellen in seinem Evangelium hin (vgl. Lk 15: Gleichnisse vom verlorenen Schaf, von der verlorenen Drachme, vom verlorenen Sohn; 19, 1–10: Jesus als Gast beim Zöllner Zachäus). Demgegenüber ermuntert Lukas seine Zeitgenossen (und damit auch uns), es Jesus gleichzutun und jene Vergebung zu gewähren, auf die sie selber und zwar zeitlebens angewiesen sind. Gleichzeitig ruft er dazu auf, sich auch mit der Sünderin zu identifizieren und Gottes Barmherzigkeit, die in Jesus sichtbar geworden ist, uneingeschränkt zu vertrauen.